

halbstark

DIE KÖPFE UND THEMEN UNSERER GENERATION

Nr. 2 – Frühjahr/Sommer 2009



Verbotene Liebe

Karriere oder Liebe:
Wie der schwule Fußballer
MARCUS URBAN seine
schwierigste Entscheidung traf.

SEITE 4

Hai Society

Gib mir die Flosse:
Warum **ROB STEWART**
lieber mit Haien als
mit Menschen taucht.

SEITE 10



Auf dem Sprung

Grenzen austesten:
Weshalb **ANNA BADER**
im freien Fall am
glücklichsten ist.

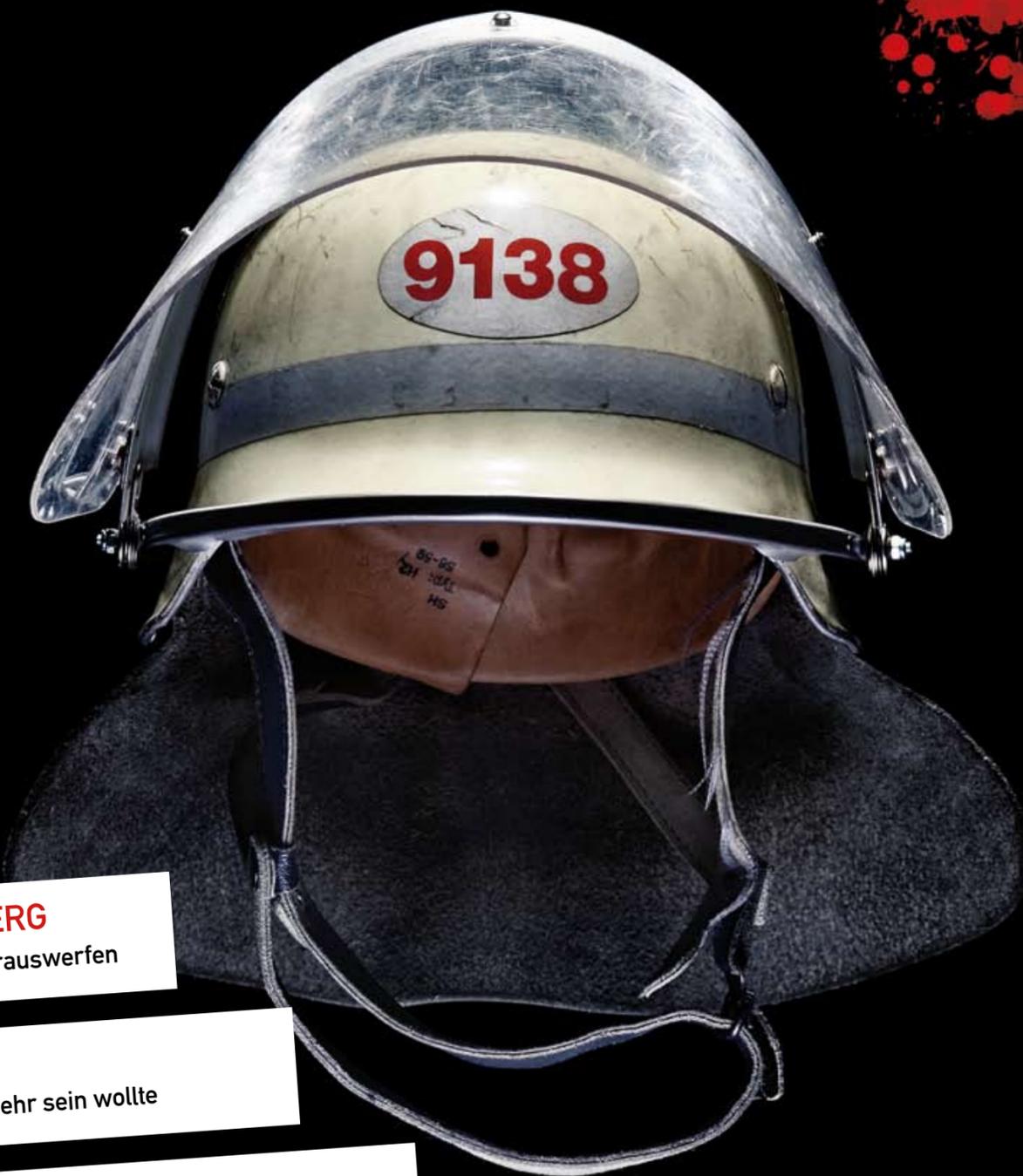
SEITE 12



Manchmal muss es eben Mumm sein:

DIE MUTIGEN

DAS STUDENTISCHE
MAGAZIN IN DER TAZ



HELGE TIMMERBERG
lässt sich von Indianern rauswerfen

FREMDKÖRPER
Als Sophie kein Junge mehr sein wollte

MACHOS AM MOUNT EVEREST
Spaniens beste Bergsteigerin kämpft gegen Vorurteile

GUTEN TAG.



EDITORIAL ■ Jeder kennt das Gefühl: Hoppla, jetzt wird es ernst. Noch vor einem Augenblick fühlte man sich sicher, selbstbewusst und stark – doch plötzlich scheint jede Beständigkeit dahin. Die Handflächen werden feucht, der Puls geht schneller. Ein Moment der Entscheidung ist gekommen, und es bleiben nur zwei Möglichkeiten: Handeln oder Verharren. Wer weiß, wie die Sache ausgehen wird? Erst im Rückblick wird unser Tun mit zahlreichen Etiketten versehen: Da ist die übereilte Entscheidung, der Aktionismus, die verpasste Chance – oder auch der entscheidende Schritt nach vorne.

Für die zweite Ausgabe von HALBSTARK haben wir Menschen getroffen, die sich an einem Punkt ihres Lebens entschei-

den haben. Gegen das Verharren. Gegen wohlfeile Empfehlungen.

SOPHIE war 14, als ihr klar wurde, dass sie im falschen Körper steckte. Mit 18 Jahren begann sie eine Hormontherapie – und das mitten während der Abiturzeit. Sie informierte ihre Mitschüler und die Lehrer, bestand das Abitur und unterzog sich direkt nach den Prüfungen einer Geschlechtsumwandlung. Heute studiert sie in einer anderen Stadt; bisher weiß dort niemand, dass sie als Mann geboren wurde. Mut braucht manchmal eben auch Zeit. (Seite 3)

Was tun, wenn aus dem Urlaubsflirt eine waschechte **BEZIEHUNG** wird? Früher oder später steht einer der Liebenden vor folgensweren Entscheidungen: Gehe

ich ins Ausland? Sind die Gefühle stark genug, um mein bisheriges Leben dafür aufzugeben? Liebe über Landesgrenzen hinweg: ein Abenteuer mir ungewissem Ausgang. (Seite 5)

Die Macher der **PFERDESTALL KULTUR GMBH** begannen mit einer fixen Idee: Studenten machen Kultur und pfeifen auf Konventionen. Heute betreibt das Kollektiv Kulturinseln in ganz Hamburg – und seit einiger Zeit auch in anderen Städten. Wir erzählen von bescheidenen Anfängen und dem Moment, als allen klar wurde: jetzt wird es ernst. (Seite 6)

Viel Spaß beim Lesen!

✉ redaktion@halbstark-online.de
🌐 www.halbstark-online.de

PRODUKTIONSNOTIZEN

EIN TREFFEN mit unserem Gastautoren Helge Timmerberg zu vereinbaren, gestaltete sich zunächst schwierig: Der Weltenbummler hat kein Handy. Doch ein Café in Berlin dient Timmerberg als eine Art zweites Wohnzimmer: Wenn er in der Stadt ist, trifft man ihn vermutlich dort an. Daher seine vage Empfehlung an unsere Autorin Lilith Volkert: »Nächste Woche bin ich in Berlin. Komm doch einfach im Café vorbei.« (Seite 04)

AUCH AUF DEM DACH der Welt macht sich die Wirtschaftskrise bemerkbar: »Die Suche nach Sponsoren ist schwierig geworden«, erzählt Spaniens beste Bergsteigerin Edurne Pasabán, 35. Sie muss viele Telefonate führen und Meetings abhalten, um sich ihren Traum finanzieren zu können: einmal auf allen Achttausendern der Erde gestanden zu haben – möglicherweise sogar als erste Frau. (Seite 08)

SCHWEISSGEBADET konnten wir unseren Kolumnisten Robert Dittmar, 30, nach der Landung in Empfang nehmen: Wir hatten ihn waghalsige Kunstflugmanöver in 1400 Metern Höhe drehen lassen – nicht trotz, sondern gerade wegen seiner Höhenangst. Bis auf einen kurzen Blackout beim Looping hat er ausreichend fliegerische Kunststücke mitbekommen, um darüber berichten zu können. (Seite 11)

TITELFOTO: ARNE MAGOLD. Fotos Seite 2: complize@photocase.com, *funk25, Lluís Capdevila, Rob Stewart, Tobias Kresse

halbstark

ÜBER UNS ■ Wir sind erwachsen, aber nicht angekommen: In HALBSTARK schreiben junge Autoren über junge Themen. Jede Ausgabe präsentiert Köpfe und Themen unserer Generation, stellt vielfältige Lebensentwürfe dar – und zeigt Gemeinsamkeiten auf, wo keine erwartet werden. Erwachsen, aber nicht angekommen: Halbstark eben.

WO DIE LIEBE HINFÄLLT



Neubeginn im Ausland: wenn die Beziehung GRENZEN SPRENGT.

SEITE 5

KULTUR(T)RÄUME



Der »Pferdestall«: wie Studenten die Hamburger KULTUR-SZENE aufmischen.

SEITE 6

MACHOS AM MOUNT EVEREST



Die Bergsteigerin **EDURNE PASABÁN** kämpft mit dem Berg – und mit Vorurteilen.

SEITE 8

HAI SOCIETY

Der Kanadier **ROB STEWART** taucht lieber mit Haien als mit Menschen.



SEITE 10

AUF DEM SPRUNG



Die Klippenspringerin **ANNA BADER** fühlt sich im freien Fall am glücklichsten.

SEITE 12

Vor vier Monaten, zu Beginn meines ersten Semesters in Dresden habe ich ihn getroffen. Wir saßen in der Einführungsvorlesung in Romanistik nebeneinander und verstanden uns auf Anhieb. Als er immer mehr Interesse an mir zeigte, bekam ich Angst. Meine Kommilitoninnen fragten: »Er hat dich gerne, du ihn auch – wo ist das Problem?« Ich wich aus. Die Wahrheit konnte ich nicht sagen. Denn niemand hier weiß, dass ich noch vor einem Jahr ein Mann war.

Mit 13 Jahren fing ich an, über mein Geschlecht und meine Sexualität nachzudenken: Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde mir bewusst, dass ich kein Junge war. Wie aus Protest gegen meine körperliche Entwicklung begann ich damals,

»NIEMAND HIER WEISS, DASS ICH NOCH VOR EINEM JAHR EIN MANN WAR«

Mädchenklamotten zu tragen. Ein Junge in Rüschenröcken – wie die Leute in unserer Kleinstadt mich anlotzten. Einige Mitschüler rissen ihre Späße über mich, die anderen lachten mit und grenzten mich immer mehr aus. Im Sportunterricht wurden wir nach Geschlechtern getrennt – das war der Horror! In der Umkleide schnappten sich die Jungs einmal meinen Rock und führten einen Affentanz damit auf. »Ich will mich umbringen«, dachte ich manchmal. Denn als Junge leben konnte ich nicht.

Dieser Provinz entkommen, das wollte ich, als ich vor kurzem nach Dresden zog. Und vor allem: Dort ein Leben als Frau beginnen.

Aus heutiger Sicht finde ich es komisch, dass meine Familie meine Veränderung damals gar nicht richtig wahrzunehmen schien. Mama, Papa und mein kleiner Bruder Hannes ignorierten einfach, dass ich anfing, wie ein Mädchen herumzulaufen. Als ich 14 war, riet mir Mama zu einer Therapie: »Weil du doch an der Schule solche Probleme hast.« Ein Jahr lang bin ich dann zu einer Psychotherapeutin gegangen – ohne dass je das Thema Geschlechtsumwandlung angesprochen wurde. Die Therapeutin sagte nur: »Wir müssen an deinem geringen Selbstbewusstsein arbeiten.«

Nach der Realschule wechselte ich 2004 auf das Gymnasium. Doch hier

wurde ich genauso ausgegrenzt wie zuvor. Auch Lehrer waren verwirrt: Die Englisch-Lehrerin zählte vier Jungen auf ihrer Liste und meinte: »Da muss ein Fehler vorliegen, ich sehe nur drei Jungen in der Klasse.«

Mir wurde heiß – ich wollte nicht widersprechen. Doch es würde sowieso herauskommen. Also meldete ich mich und sagte: »Nein, vier, ich bin ja auch noch da.« Meine Lehrerin blickte entsetzt. Das, was auf dem Papier stand, stimmte eben nicht mit dem überein, wie ich aussah.

Doch im Jahr 2004 hatte ich auch Glück: Ich fand eine sehr gute Freundin, ich hatte vorher eigentlich nie Freunde. Sie gab sie mir die Adresse einer Frau aus Berlin, die eine Geschlechtsumwandlung hinter sich hatte. Mir wurde klar: Auch ich will

die medizinischen Maßnahmen ergreifen, um einen weiblichen Körper zu bekommen.

Die beiden sind mir auch jetzt noch eine enorme Stütze. Gerade weil ich hier in Dresden niemanden habe, dem ich mich ganz mitteilen kann, telefoniere ich sehr viel mit ihnen. Wie gerne würde ich mich meinen neuen Freunden in Dresden anvertrauen! Aber wie würden sie reagieren? Würden sie mich ablehnen, wie meine Mitschüler damals?

Die gleiche Angst hatte ich auch vor drei Jahren: Ich musste meiner Familie den Entschluss offenbaren – wo ich doch aus Internetforen wusste, dass andere Menschen in dieser Situation von ihren Familien teilweise regelrecht verstoßen wurden!

Meine Mutter, mein Vater und ich standen in der Küche. Mein Herz pochte wild. »Ich will eine Geschlechtsumwandlung machen lassen«, brach es aus mir heraus. Meiner Mutter wären fast die Augen herausgefallen! Dass sie so perplex war – das konnte wiederum ich kaum fassen. Ich trug doch seit Jahren nur Röcke und Kleider und band meine langen Haare oft zum Pferdeschwanz zusammen. Dann aber weinte sie und nahm mich in den Arm. Mein Vater sagte nichts, drehte mir den Rücken zu, verließ den Raum. Er konnte mich nicht verstehen.

Mit dem Wissen meiner Familie, aber ohne ihre Unterstützung, nahm

ich alles selbst in die Hand: Ich recherchierte eine Selbsthilfegruppe in meiner Nähe. Außerdem ging ich regelmäßig einmal pro Woche zu einer Psychotherapeutin, die auf Transsexualität spezialisiert war, sowie zur Frauenärztin. Die beiden schrieben Gutachten für das Gericht, dass ich für die Operation wirklich geeignet bin.

Als erste Voraussetzung ließ ich beim Gericht meinen Namen ändern. Kurze Zeit später, mit 18 Jahren, konnte ich mit den Hormontabletten anfangen. Doch erst musste ich mein Umfeld einweihen: Ich musste auch in der Schule über meine Pläne zur Geschlechtsumwandlung sprechen.

Unsere Oberstufenleiterin rief mit meinem Einverständnis eine Stufenkonferenz ein. Der Plan war, dort alle auf einmal zu informieren. Ich wollte es aber nicht selber sagen. Während der Versammlung saß ich zitternd in der Bibliothek. Plötzlich ging die Tür auf: Der Vertrauenslehrer stand da, ein paar meiner Mitschüler im Schlepptau. Jetzt wussten es alle! Letztendlich war ich erleichtert, dass es nun offiziell war. Manche sprachen mir ihren Respekt aus, andere zerrissen sich die Mäuler.

Die Bestätigung der Hormontherapie, die Namensänderung, die Gutachten, eine Operationsindikation – das alles habe ich bei der Krankenkasse eingereicht: Sie genehmigte die Operation. 2007 machte ich mein Abitur, im Juni wurde ich operiert und erholte mich dann drei Monate lang bei meiner Oma auf dem Land, bevor ich zum Studium nach Dresden zog.

Noch kann ich es hier keinem sagen, niemand in Dresden soll davon wissen. Ich habe Angst, bloßgestellt und gebrandmarkt zu werden. Irgendwann werde ich auch den Mut haben, mich meinen neuen Freunden hier mitzuteilen. Die Operation liegt aber schließlich erst ein Jahr zurück, die Hormontabletten muss ich immer noch nehmen – doch soviel hat sich verändert: Ich kann jetzt meine Identität als Frau leben.

Alle Namen im Text wurden von uns geändert.

Protokoll: Carmen Dencker, Carolin Wiedemann / Stencilart: *funk²⁵

FREMD-KÖRPER

MOMENT DER WAHRHEIT. SOPHIE GESTEHT ELTERN UND KLASSENKAMERADEN, WAS SIE SCHON IMMER WUSSTE: DASS SIE EINE FRAU IST – AUCH WENN SIE IN DEN KÖRPER EINES MANNES GEBOREN WURDE.



WAS BIN ICH?

FÜR TRANSSEXUELLE JUGENDLICHE IN DEUTSCHLAND GIBT ES NUR WENIGE ANLAUFSTELLEN.

In Deutschland leben derzeit 50 bis 100 Jugendliche, die mit pubertätshemmenden Hormonen behandelt werden, und 3000 bis 6000 Erwachsene, die ihr angeborenes Geschlecht operativ haben verändern lassen, schätzt Bernd Meyenburg. Er ist der Leiter der psychiatrischen Spezialambulanz für Kinder und Jugendliche mit sogenannten »Geschlechtsidentitätsstörungen« an der Uniklinik Frankfurt. Da es immer noch wenige Psychotherapeuten in Deutschland gibt, die sich mit Transsexualität befassen, tauchen die meisten betroffenen Ju-

gendlichen irgendwann bei Meyenburg oder seinen Kollegen der Unikliniken in Ulm oder Hamburg auf.

Meyenburg war noch bis vor einigen Jahren dagegen, Hormonbehandlungen vor der Volljährigkeit anzuwenden. Doch je mehr junge Patienten er traf, die »ganz schrecklich unter ihren Empfindungen leiden«, wie er sagt, desto klarer wurde ihm: Es gibt Fälle – zwar sehr selten, dann aber eindeutig –, in denen Kinder schon vor der Pubertät »wissen, dass sie im falschen Körper stecken«. Die Patienten, egal ob jugend-

lich oder erwachsen, müssen eine mindestens einjährige Psychotherapie gemacht haben und ein Jahr lang in der Rolle des angestrebten Geschlechts leben, bevor die Behandlung begonnen wird. Nur wenn der Wunsch, dem anderen Geschlecht anzugehören, dauerhaft ist, lautet Meyenburgs Diagnose »Störung der Geschlechtsidentität«. Dieses Phänomen ist ihm zufolge nicht auf eine einzelne körperliche oder seelische Ursache zurückzuführen, sondern häufig auf ein Zusammentreffen bestimmter körperlicher und psychischer Merk-

male. Oft ist aber auch kein besonderer Auslöser zu finden, weiß Meyenburg nach 30 Jahren therapeutischer Erfahrung.

Die Zahl der jungen Leute, die ihn aufsuchen, hat zugenommen. Das bedeute aber nicht, dass immer mehr Menschen transsexuell sind, sondern, dass das Phänomen und die Behandlungsmethoden bekannter geworden seien – wozu auch die Medien und vor allem das Internet beigetragen haben. Auf diversen Webseiten tauschen sich Menschen mit transsexuellen Empfindungen und Erfahrungen global aus und fassen

Mut, weil sie hier erfahren, dass sie mit ihrem Schicksal nicht allein sind: In der Virtualität brauchen sie sich nicht zu verstecken. »Transray« heißt die wohl umfangreichste und differenzierteste deutschsprachige Seite zur Transsexualität – oder wie es im Netz immer häufiger heißt: Transidentität, denn der Begriff »Transsexualität« wird von vielen Betroffenen wie auch von Wissenschaftlern mittlerweile abgelehnt.

Text: Carolin Wiedemann

WIE BEI RAMBO

MUT ZEIGEN, EINFACH ABHAUEN UND SICH AUCH MAL **VON EINEM INDIANER RAUSSCHMEISSEN LASSEN**. DAS RÄT DER JOURNALIST UND REISESCHRIFTSTELLER **HELGE TIMMERBERG***



Marco Polo hatte es gut. Er fuhr in eine komplett unbekannte Welt, kam nach über zehn Jahren mit Gold und Seide zurück und kaufte sich in seiner Heimatstadt einen Palast – das hätte mir auch gefallen. Als ich 17 Jahre alt war, bin ich mit 800 Mark in der Tasche nach Indien getrampt. Bei den deutschen Botschaften in Istanbul und Teheran habe ich mir ein bisschen Geld für die Heimreise erbettelt – und bin damit weitergefahren. Bis zum Himalaya habe ich es geschafft, dann bin ich – nicht mit Gold und Seide, sondern total abgebrannt – nach Deutschland zurück und habe ein Volontariat bei einer Zeitung gemacht. Und obwohl ich mehr über die Welt wusste als Marco Polo, hat mich das Reisen nicht mehr losgelassen.

Seit vierzig Jahren bin ich in vielen Ländern dieser Welt unterwegs und habe dabei viel gelernt: In Kuba das Salsatanzen, im Orient das Geschichtenerzählen. Jede Kultur, in der ich eine Zeitlang gelebt habe, hat mir einen ganz neuen Teil von mir selbst gezeigt. Ich glaube, man lernt in fremden Ländern auch nur das, was man schon vorher in sich hatte – nur eben nicht an der Oberfläche. Deswegen würde ich jedem raten, nach dem Studium eine Reise zu machen. Sich nicht nur zwei, drei Wochen in Thailand an den Strand legen, sondern gleich ein paar Monate wegfahren. Sich treiben lassen. Einmal komplett den Horizont aufreißen. Danach weiß man dann vielleicht, was man wirklich will.

Mir selbst ist klar geworden: Ein Baum wächst umso höher, je tiefer seine Wurzeln sind. Das klingt wie ein blödes Sprichwort, ist aber wahr. Als ich Ende der sechziger Jahre abgehauen bin, wollte ich meine Wurzeln einfach nur loswerden. Dass das nicht geht, habe ich erst verstanden, als mich mal ein Indianer aus seiner Hütte geworfen hat, weil ich über Deutschland geschimpft habe, über das Wetter, das Essen, die Menschen dort. Mit jemandem, der so schlecht über seinen eigenen Stamm redet, wollte der Mann nichts zu tun haben. Inzwischen bin ich gerne in Deutschland, sogar in den Alpen halte ich es aus. Da war es mir früher viel zu eng.

Ich gehe gerne Risiken ein, inzwischen sind es aber andere als früher. Vor knapp 20 Jahren bin ich mehrere Wochen lang mit Goldsuchern zu Fuß durch den brasilianischen Dschungel gelaufen. Ich unter lauter kriminellen Anarchisten – die hätten mich jederzeit sitzen lassen können. Und alleine wird man sofort von wilden Tieren angefallen, vor allem die Jaguare dort sind gefährlich. Mit vierzig muss man als Mann wahrscheinlich so was absolut Hirnrissiges machen. Sich vor Polizeihubschraubern verstecken, auf ein Krokodil springen, weil das Kanu untergeht – das war wie ein Rambo-Film, nur: Ich bin nicht Rambo. Auch wenn es das geilste Abenteuer war, das ich je erlebt habe, so eine leichtsinnige Tour würde ich heute nicht mehr machen. Man muss nicht in den Dschungel gehen, um Mut zu beweisen. Mutig zu sein bedeutet für mich, unbekannte Bereiche zu erobern. Dazu gehört auch, dass ich etwas, das mir Sicherheit gibt, in Frage stelle – mit der Gefahr, es zu verlieren. Wer etwa seinen festen Job aufgibt, um sich mit einer guten Idee selbständig zu machen, braucht ziemlich viel Mut.

Am wichtigsten ist es aber, auf die eigene Stimme zu hören und sich nicht vom Gequake der anderen beeindrucken zu lassen. Da habe ich vor kurzem leider total versagt: In Marokko haben mich Freunde überredet, auf ein Kamel zu steigen. Das hatte ich in all den Jahren vorher noch nie gemacht: Kamele sind Lastentiere, nur bescheuerte Touristen lassen sich auf ihnen durchschaukeln. Ich hatte aber nicht den Mumm, nein zu sagen – und nach dem Ritt einen Bandscheibenvorfall, wegen dem ich wochenlang im Bett liegen musste. Bei jeder Bewegung werde ich an diesen Moment der Feigheit erinnert.«

** In jeder Ausgabe von Halbstark macht sich ein anderer Prominenter Gedanken zum Titelthema. Unser aktueller Gastautor Helge Timmerberg (Jahrgang 1952) ist Abenteurer, Journalist und Deutschlands bekanntester Reiseschriftsteller. Für sein letztes Buch »In 80 Tagen um die Welt« (Rowohlt Berlin) folgte er den Spuren von Jules Verne's Romanhelden Phileas Fogg.*

Aufgezeichnet von Lilith Volkert / Foto (C): Frank Zauritz

... UND DAS IST GUT SO

ALS REGIERENDER BÜRGERMEISTER DARF MAN SICH **ZUM SCHWULSEIN BEKENNEN** – IN ANDEREN BERUFEN GILT ES NOCH IMMER ALS TABU. DREI BERICHTE ÜBER DEN MOMENT, IN DEM DER ENTSCHEIDENDE SATZ FIEL: »ICH BIN SCHWUL«.

»Sex? Genau das ist ja das Problem!«

Peter Priller, 47, ehemaliger katholischer Priester

Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Bislang hielt dieser Gedanke mein Leben zusammen, nun will ich die Wahrheit sagen. Herbst 1994, erzbischöfliches Palais München: Ich bin katholischer Priester, 34 Jahre alt – und schwul. Jetzt will ich mich outen. Ich betrete das ovale Gesprächszimmer, vor mir sitzt Friedrich Kardinal Wetter auf einem Barocksessel. Die Situation ist angespannt: Was folgt, wird nicht angenehm.

Drei Jahre zuvor, als Kaplan in Bad Tölz, hatte ich meinen Partner kennengelernt – er saß bei der Elf-Uhr-Messe immer in der ersten Bank. Natürlich hielten wir unsere Beziehung streng geheim, auch wenn er ab jetzt immer an meiner Seite war. Aber niemand schien sich etwas dabei zu denken; eine Frau hätte mehr Aufsehen erregt.

Jetzt sitze ich also nervös vor dem Kardinal. »Verkehren Sie auch sexuell mit dem Mann?« Ich antworte: »Genau das ist ja das Problem.« Die Folgen sind klar: Mein Priesteramt werde ich aufgeben müssen.

Heute spüre ich noch immer, dass mir damit ein Teil von mir genommen wurde: Zwar stehe ich mittlerweile als Geistlicher ohne Bezahlung der altkatholischen Gemeinde vor, die Partnerschaften und Homosexualität akzeptiert, doch gerne wäre ich wieder hauptamtlicher Seelsorger. Dennoch bereue ich meine Entscheidung nicht: Während viele nach 20 Jahren des Zölibats verbiestern oder Alkoholiker geworden sind, leben wir unsere Partnerschaft offen und glücklich – mittlerweile im 17. Jahr.

»Männerphantasien ließ ich nicht zu.«

Marcus Urban, 38, ehemaliger Fußballprofi



Anika Böhm

Als ich mit 13 Jahren auf die Jugendsportschule Erfurt kam, war »schwul« für mich nur ein Schimpfwort: Als Fußballer ist man nicht schwul, fertig. Mit hartem Training floh ich vor meinen Gefühlen, Männerphantasien ließ ich nicht zu. Fußball wurde mein Fixstern, während meine Selbstachtung am Boden lag. Das war der Deal: Sportkarriere gegen Persönlichkeit. Ich fühlte mich ohnmächtig und völlig allein: In der DDR der Achtziger gab es keine schwule Öffentlichkeit, keine Bars, nichts. Ein Coming-Out hätte mein einziges Ziel – die Profikarriere – für immer zerstört. Diesen Mut hatte ich nicht.

Nach der Wende, als Talent beim Zweitligisten Rot-Weiß Erfurt, verletzte ich mich 1991 schwer. Erstmals verließ ich die vorgezeichneten Karrierepfade: Ich begann ein Ingenieursstudium in Weimar, spielte nebenher Amateurfußball. 1993 ging ich für ein Semester nach Neapel und verliebte mich – in einen Mann.

Im folgenden Jahr hatte ich endlich die Kraft, mich zu outen. Erlöst erzählte ich es Bekannten auf der Straße, rief überglücklich meine Mutter an: »Mama, ich bin schwul!« Gleichzeitig hängte ich die Fußballkarriere endgültig an den Nagel. Endlich hatte ich den Mut, ich selbst zu sein. Persönlichkeit statt Sportkarriere: Ein guter Deal.

»Meine Uniform ist nicht rosa.«

Marcus Hentschel, 31, Polizist

Polizist zu werden, war immer mein Traum. Wenn man zwölf Stunden zusammen im Streifenwagen fährt, lernt man Kollegen gut kennen und erzählt sich natürlich auch mal etwas Privates. Die Frage, ob ich eine Freundin habe, verneinte ich ehrlicherweise stets. Ich kenne Leute, die sich über Jahre hinweg ein Lügengerüst aufgebaut haben; ich wollte aber bei der Wahrheit bleiben: Hätte mich jemand gefragt, ob ich schwul sei, hätte ich »ja« gesagt. Es hat aber nie jemand gefragt.

Nachdem ich mich bereits in der Familie geoutet hatte, traute ich mich 2001 dann auch in meiner Dienststelle. Der schnellste Weg, alle Kollegen zu erreichen, ist der Flurfunk. Der Hinweis an einen Kollegen, eine Sache für sich zu behalten, ist der sicherste Weg, dass sich eine Nachricht in Windeseile verbreitet. Rasch wussten es alle. Niemand hat mich spüren lassen, dass ich »anders« bin. Im letzten Jahr habe ich dann geheiratet: Er ist auch Polizist.

Doch selbst hier im toleranten Berlin ist man als schwuler Polizist vor Anfeindungen nicht sicher: Als zum Christopher Street Day die Regenbogenflagge vor dem Präsidium gehisst wurde, kursierten abfällige und schwulenfeindliche E-Mails im Intranet; 29 Kollegen wurden zum Rapport bestellt. Auch mein Mann ist schon wüst beschimpft worden: Früher hätte man einen wie ihn vergast, hieß es. Auf Streife hat mein Schwulsein noch keine Rolle gespielt; meine Uniform ist schließlich nicht rosa.

Aufgezeichnet von Tobias Krone, Cliff Lehnen und Jon Mendrala

WO DIE LIEBE HINFÄLLT

NEUBEGINN IM AUSLAND: WIE LEBT ES SICH, WENN MAN FREUNDE, FAMILIE UND DEN SICHEREN JOB ZUHAUSE ZURÜCKLÄSST – FÜR DIE GROSSE LIEBE?

FRANZÖSISCHER FLIRT

Carina Lachenmayer (25) aus Günzburg war Chefsekretärin bei Siemens. 2005 verliebte sie sich in Lionel Pomade (28) aus dem französischen Nantes. Zwei Jahre später kündigte sie und zog zu ihm – ohne jegliche Sprachkenntnisse.



Den sicheren Job kündigen und ohne ein Wort Französisch zu sprechen nach Nantes ziehen – liebst du das Abenteuer?

Überhaupt nicht! Sicherheit ist mir wichtig. Aber die ersten zwei Jahre haben Lionel und ich uns so selten gesehen, vielleicht einmal im Monat. Wir wollten einfach nicht mehr nur im Urlaub oder mal am Wochenende zusammen sein.

Gerade Frankreich ist bekannt dafür, dass man ohne Sprachkenntnisse nicht weit kommt.

Ein echtes Problem. Erst, nachdem ich sechs Monate lang Französisch gebüffelt habe, wurde es besser. Inzwischen kann ich mich ganz gut verständigen.

Wie hast du dich ohne Job finanziell über Wasser gehalten?

Ich habe von meinen Ersparnissen gelebt. Ab und zu sind meine Eltern eingesprungen. Aber es tut schon weh, wenn es auf deinem Konto immer weniger wird.

Wieso ist Lionel nicht einfach zu dir gezogen?

Er hatte gerade erst seinen Job angetreten. Berufserfahrung ist aber wichtig bei der Stellensuche. Ich hatte ja schon sieben Jahre als Industriekauffrau gearbeitet. Also haben wir uns entschieden, dass ich nach Frankreich ziehe.

Hast du jetzt wieder einen Job?

Ich schneide Kleinteile bei einem Platinenhersteller zu. Mir war von Anfang an bewusst, dass ich die Sprache fast perfekt beherrschen muss, um mich auf eine ähnliche Stelle bewerben zu können, wie ich sie in Deutschland hatte.

Würdest du dich noch einmal so entscheiden?

Mir geht es gut. Auch wenn ich gerade keinen Traumjob habe, lerne ich wenigstens die Sprache. Sollten wir nach Deutschland gehen, wäre das ein Plus im Lebenslauf. Klar habe ich manchmal schlimmes Heimweh, vor allem, wenn ich zu Besuch bei meiner Familie war. Trotzdem: Ich würde es auf jeden Fall wieder tun. Für Lionel.

Interview: Anna Jeske

Seit wir hier leben, habe ich gelernt, mit der Machete umzugehen – und Cesar, mehr über sich selbst zu lachen«, schmunzelt Rebecca. »Aber natürlich gibt es noch mehr positive Seiten in unserer Beziehung.« Nicht dazu zählt, dass sie mindestens einmal pro Woche auf fließendes Wasser verzichten müssen. Dass der Fluss alle zwei Wochen über die Ufer steigt und die Brücke zu ihrem Haus überschwemmt. In Costa Rica sind das Alltagsprobleme. Und für Rebecca und Cesar manchmal auch Beziehungsprobleme.

Wer den Schritt wagt, für die Liebe ins Ausland zu ziehen, wird oft konfrontiert mit neuen Problemen: eine fremde Kultur, andere Werte, Verständigungsprobleme – mitunter auch innerhalb der Beziehung. Zuweilen auch kein fließendes Wasser.

Seit zehn Monaten lebt Rebecca zusammen mit ihrem Freund aus Venezuela, Cesar, an der Westküste Costa Ricas. Hinter ihnen liegen zwei Jahre Fernbeziehung – mit 8000 Kilometern Abstand. Rebecca war nach Ende ihres Praktikums in Costa Rica nach Deutschland zurückgekehrt: »Einmal haben wir uns sechs Monate lang nicht gesehen«, sagt die

ganz andere Frage (siehe Interview auf der linken Seite).

Vielleicht ist es ja auch einfacher, einen Job zu finden als die Liebe. Davon ist Miguel Juston überzeugt. Der 32-Jährige aus der französischen Überseeregion Martinique studierte in Frankreich. Dort, in Grenoble, lernte er vor drei Jahren beim Salsa-Kurs Claire kennen. Heute leben die beiden zusammen auf Vanuatu, einer Inselgruppe zwischen Australien und Fidschi – und machten ihren Sohn Samuel zu einem gebürtigen Vanuatuier. Noch in Frankreich arbeitete Miguel als Softwareentwickler. Claire



Claire und Miguel auf Vanuatu: Nur 24 Stunden Zeit für die Entscheidung

26-Jährige. Bis sie ein One-Way-Ticket nach Costa Rica buchte.

Zuvor hatte Rebecca lange mit sich gerungen: Soll ich für meinen Partner in ein anderes Land ziehen? Alles aufgeben: Familie, Freunde, Arbeitsplatz? Welche Probleme erwarten mich, erwarten uns dort?

Die Berliner Paar- und Sexualberaterin Berit Brockhausen rät: »Treffen Sie eine für beide passende Entscheidung. Machen Sie sich nicht vor, Liebe würde über alle Schwierigkeiten hinweghelfen.«

Sich mit einem Ort anzufreunden, neue Bekanntschaften zu schließen, mag vor allem von der eigenen Persönlichkeit abhängen. Um aber einen Job zu bekommen, spielt mehr als die richtige Haltung eine Rolle. Und ob der Job dann gefällt, ist eine

Vielleicht ist es ja auch einfacher, einen Job zu finden als die Liebe. Davon ist Miguel Juston überzeugt. Der 32-Jährige aus der französischen Überseeregion Martinique studierte in Frankreich. Dort, in Grenoble, lernte er vor drei Jahren beim Salsa-Kurs Claire kennen. Heute leben die beiden zusammen auf Vanuatu, einer Inselgruppe zwischen Australien und Fidschi – und machten ihren Sohn Samuel zu einem gebürtigen Vanuatuier. Noch in Frankreich arbeitete Miguel als Softwareentwickler. Claire



W e r d a r ü b e r nachdenkt, für die Liebe ins Ausland zu gehen, sollte einschätzen: Was können wir verlieren, und was gibt es für uns – und jeden einzelnen – zu gewinnen? »Für denjenigen, der für den anderen oder dessen Job ins Ausland zieht, sollte es etwas Anziehendes am neuen Wohnort geben: eine berufliche Chance, das Interesse an dem Land oder der Stadt oder eine Ausbildung, die dort begonnen werden kann«, sagt Expertin Brockhausen.

Es sei denn, die Liebe selbst wird zum Grund, im Ausland zu bleiben – wie für Luis Rodriguez. In seiner Heimat Kolumbien besuchte der 27-Jährige eine deutsche Schule. 2001 begann er in Freising sein Studium der Lebensmittelverfahrenstechnik. Deutschland kannte er nur von einem einwöchigen Besuch, genauso wie seine ersten drei Freunde hier.

Die Sprache und die stark theoretische Ausrichtung der deutschen Unis bereiteten ihm Probleme; der Wechsel an die Fachhochschule brachte nicht die erhoffte Verbesserung. And along came Conny.

»DENKEN SIE NICHT, LIEBE WÜRD E ÜBER ALLE SCHWIERIGKEITEN HINWEG HELFEN«

Luis scheiterte drei Mal an der Klausur in Lebensmittelchemie – und wurde nach sechs Jahren Studium exmatrikuliert; drei Tage, bevor er seine Eltern in Kolumbien besuchen wollte. »Conny dachte, ich komme nicht wieder.« Bei diesen Worten lächelt er fast verschmitzt.

Ursprünglich kam Luis nach Deutschland, »um Know-how nach Kolumbien zu bringen.« In die Firma seines Vaters, die er weiterführen wollte. Doch er kehrte zurück: zu seiner Conny.

Sie hat ihr Studium inzwischen abgeschlossen und arbeitet in Bre-

men. Luis ist ihr hinterher gezogen, so nahe es ging: nach Hamburg. Dort hat er sich für einen ähnlichen Studiengang eingeschrieben. »Conny hat mir den Mut gegeben, zurückzukehren. Ich glaube, unsere Beziehung hätte die Entfernung nicht überstanden«, sagt Luis, nun ohne Lächeln.

Das ist sie, die einzige und oft unbequeme Alternative: Fernbeziehung. Doch vor allem unter jungen Menschen erweist diese sich als extrem zerbrechlich. Beraterin Brockhausen weiß: »Jüngere Menschen verändern sich noch stark und entwickeln sich in der Zeit des Abstands möglicherweise in unterschiedliche Richtungen: Man lebt sich auseinander.« Wenige Optionen stehen zur Wahl: »Etwas verliert man immer«, sagt die Berliner Psychologin: »Entweder den Partner oder das vertraute Leben.«

Liebe ohne Grenzen: Rebecca fand dank ihres Diploms in Tourismuswirtschaft eine Stelle im Marketing eines Hotels, und Cesar konnte seinen Job als Koch im selben Ort fortführen. Luis wird, da ist er guter Dinge, sein Studium noch dieses

Jahr abschließen. Weiter plant er erst einmal nicht: »Den Betrieb meines Vaters zu übernehmen, muss nicht sein, das ist nur eine Sicherheit. Ich schließe nichts aus.«

Wohin es Claire, Miguel und ihren Sohn zieht, wenn Miguels Vertrag endet, wissen sie noch nicht genau. Sie alle wissen jedoch eines: Es erfordert Mut, auf den Bauch und das Herz zu hören. Doch das ist es wert.

Text: Nico Drimecker / Stencilart: *funk²⁵

KULTUR(T)RÄUME

VOM KAFFEE-KOLLEKTIV ZUR HIPPIE-HOLDING: WIE STUDENTEN EIN STAUBIGES BÜRO IN EIN KAFFEEHAUS VERWANDELN – UND DEN GRUNDSTEIN FÜR EIN KLEINES KULTUR-IMPERIUM LEGEN.

Am liebsten erzählt Falk Hocqué, 39, vom Möglichmachen des Unmöglichen. Er erzählt von Gemeinschaft, von Träumen und davon, wie man aus dem Nichts etwas erschafft – um es zu bewahren und auszubauen. Er spricht auch von persönlicher Überforderung, finanziellen Belastungen und Unwägbarkeiten. Seit zehn Jahren sucht Hocqué die Chance in der Nische.

Hamburg, Samstagabend im »Kulturhaus 73«. Der Laden ist voll, an der Bar bilden sich Schlangen, alle Räume werden – wie so oft – gleichzeitig bespielt. Über vier Etagen Theater, Elektromusik, Trash-Pop, Kunst und Fußballgucken. Das Konzept schwankt zwischen Improvisation und sorgfältiger Planung. Ein Werber würde sagen: Das Haus ist authentisch. Charmant. Ehrlich. Hocqué sagt: »Guck dir ein Kinderzimmer an, da geht es drunter und drüber. Aber den Kids gefällt es – das zählt.«

Schritt für Schritt ist unter Hocqués Führung in Hamburg ein kleines, erstaunlich funktionales Kultur-Imperium entstanden. Zunächst stand nur eine fixe Idee im Raum – Studenten machen Kultur ganz nach Gusto und pfeifen auf Konventionen. Gastro-Erfahrung, Kenntnisse in Betriebswirtschaft, ein schlüssiger Businessplan? Fehlannonce. Dass sich das Projekt trotzdem als feste Größe im Hamburger Kulturleben etablieren konnte, ist einer gemeinsamen Idee zu verdanken – und einem rastlosen Antreiber.

In Retro-Trainingsjacke steuert der Chef durchs Menschengewühl. Umarmung hier, Augenzwinkern dort. Doch Falk Hocqué hält sich im Hin-

tergrund. Er ist der Macher, die Autorität – aber er setzt nicht auf Außenwirkung. Der Motivationskünstler mit der markanten Stimme überzeugt lieber im Dialog. Konzentriert und mit Begeisterung weiß er seine Ideen zu verkaufen. Ein Talent, das ihn weit gebracht hat: Bereits als 20-Jähriger war er eine zentrale Figur der Leipziger Bürgerrechtsbewegung. Er half bei der Demontage der DDR und lernte nebenbei das Einmaleins der Überzeugungsarbeit.

Hocqué sagt, er hasse es, Chef genannt zu werden. Er sei Teil einer Kreativfamilie, nicht mehr und nicht weniger. Das Understatement ist durchaus Mittel zum Zweck, denn im Kulturkollektiv ist Identifikation mit dem Projekt oberstes Gebot. Hierarchien stören den basisdemokratischen Kuschelansatz. Doch man sollte sich nicht täuschen: Das Familienoberhaupt gibt den Takt vor.

Die Firma heißt »Pferdestall Kultur GmbH« und lebt von studentischem Lebensgefühl, man könnte auch sagen: von Ideenreichtum, Freizeitüberschuss, Leidenschaft und niedrigen Lohnansprüchen. Heute betreibt die GmbH ein Campus-Café, ein Kulturhaus mit Theater, einen Live-Musik-Club, eine Großraumdisco, eine Galerie – und, seit kurzem, entsprechende Projekte auch in anderen Städten.

Die Geschichte des Unternehmens beginnt mit staubigen Verwaltungsräumen, in denen ungesunde Zimmerpflanzen der Austrocknung entgegenstehen. Hocqué, Theaterregiestudent und hochschulpolitisch engagiert, scharf ab dem Jahr 2000 eine Handvoll Studenten um sich. Das Ziel des Kollektivs: Den Campus – nicht nur Beton-, sondern auch Kul-

turwüste – aufzuwerten. Der »Pferdestall«, ein neobarockes, etwas verkommenes Uni-Gebäude, bietet ungeahnte Möglichkeiten. Wo einst ein Fuhrunternehmer seine Pferde hielt, wird nun ein Café mit Miniaturbühne eingerichtet: die »Pony-Bar«.



»Pferdestall«-Team: Nicole Schwarzbauer, Falk Hocqué, Judit Scharowsky, Alexander Meckelburg, Volker Meier (von links): Idealistenclub vom Campus

Es finden sich acht Studenten, die kurzfristig Geld beschaffen: Das Sparbuch wird aufgelöst, der Vater angepumpt – mit Beteiligung der Uni wird unter Hocqués Direktive die GmbH gegründet. Von Anfang an dabei war auch der Student Alexander Meckelburg, 31: »Es ging darum auszuprobieren, ob Gastronomie Kultur finanzieren kann. Das hat geklappt.«

Die Pony-Bar kostet letztlich mehr als 100.000 Euro, viel Geld für das Kollektiv. Was immer möglich ist, wird deshalb selbst gemacht: Streichen, Wände einreißen, Möbel organisieren. Das Prinzip »Do it yourself and do it for less« ermöglicht es, die Kosten zu drücken.

Das Kulturcafé hat die Heimeligkeit eines WG-Wohnzimmers – Barocktapete, Nierentische, Cocktailsessel. Die Mischung aus Studentencafé und Kultur-Bar wird zum Erfolgsmodell. Fotografen zeigen hier ihre Bilder, Musiker geben Akustikkon-

terfestival, das dem Nachwuchs eine Plattform bieten soll. Hier, im Zentrum der »Schanze«, könnte die Idee umgesetzt werden. Er drängt auf eine schnelle Zusage.

Nicht jeder im Kaffeekollektiv – darunter Meckelburg – will die Expansion. Für diejenigen hingegen, die das Haus wollen, ist klar: Aus dem Club der Freunde wird jetzt eine ernsthafte Angelegenheit. 500.000 Euro für den Umbau müssen her. Kredite von Brauereien sind notwendig, gegen Bürgschaften der Betreiber. Scheitert das Projekt, ist nicht nur ihre Firma am Ende – auch sie persönlich stecken dann tief in den Schulden. Die GmbH braucht frisches Kapital, mehr Leute müssen auch privat investieren, schließlich sind es 14 Gesellschafter.

Zudem müssen professionellere Strukturen und mehr Manpower her. Wer sich bislang nebenbei und nach dem Lustprinzip engagierte, muss nun eine Entscheidung treffen. »Wir Hausaktivisten haben einen »Pakt« geschlossen: Niemand geht innerhalb der nächsten drei Jahre von Bord«, sagt Volker Meier, 32, der bis dahin nur einen Minijob beim »Pferdestall« hatte. Er legt sein Musikstudium auf Eis, wird Gesellschafter und übernimmt die Verantwortung für die Finanzen.

Der Zusammenhalt im Team wird bald auf die Probe gestellt: Zwar gelingt es, das Haus im Sommer 2006 mit dem ersten »Kaltstart«-Theaterfestival zu eröffnen, doch die Euphorie verfliegt rasch: Die Kosten für den Umbau explodieren, am Ende betragen sie 800.000 Euro. Und der Betrieb läuft anfangs schlecht, der Umsatz bleibt hinter den Erwartungen zurück. Gehälter werden zurück-

SAG MIR, WO DIE HELDEN SIND

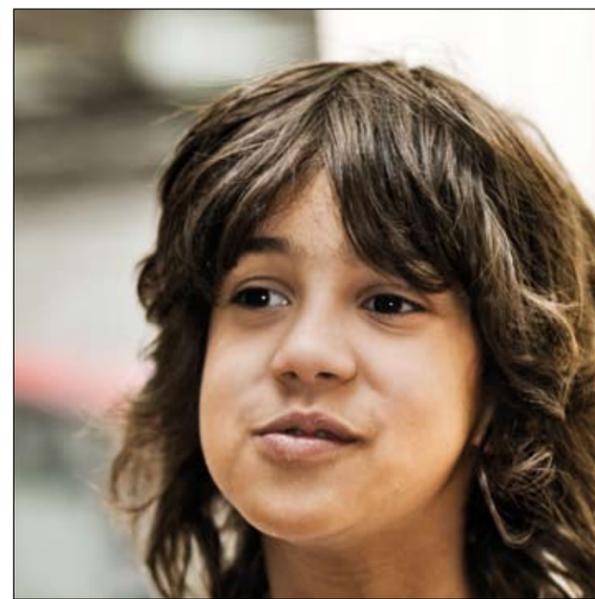
Wer ist heute eigentlich noch so richtig mutig? Wir haben nachgefragt – bei Fünfjährigen.

aufgezeichnet von Jenny Killian /
Fotos: Arne Magold



»Lotta aus der Krachmacherstraße.
Die ist umgezogen – ganz alleine!«

ROJDA



»Ich natürlich! Ich klettere gerne –
sogar ganz hoch.«

JOOTEE



Über vier Etagen Theater, Elektromusik, Trash-Pop, Kunst und Fußballgucken: Das »Haus 73« im Hamburger Schanzenviertel. Rechts die »Pony-Bar«: Heimeligkeit eines WG-Wohnzimmers

gestellt, Rechnungen stapeln sich. »Du liegst morgens im Bett und weißt nicht, wozu du noch aufstehen sollst«, beschreibt Hocqué die lähmende Stimmung dieser Zeit. Dennoch hält das Kollektiv Kurs.

Im »Haus 73« nimmt das Gedränge zu, »Kaltstart« zeigt in der dritten Auflage mehr als 60 Produktionen – trotz chronischen Geldmangels. Aus ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz reisen Theaterschaffende an. Alexander Meckelburg gibt während der elf Festivaltage den unermüdeten Grillchef. Das Prinzip Selbermachen bedeutet nämlich auch: Gewinne aus der Gastronomie werden in neue Projekte und die Schuldentilgung gesteckt. Eine strik-

te Gehaltsobergrenze sorgt zwar für Personalkosten auf niedrigem Niveau, ruft aber auch mal Unzufriedenheit im Team hervor.

Seit den ersten Gehversuchen sind mittlerweile neun Jahre vergangen. In dieser Zeit wurden mehrere Generationen von Mitarbeitern ausgebildet. Das heißt: Einarbeiten, Verantwortung schrittweise übertragen, machen lassen. Keiner soll stur Treppenschichten schieben. »Lernende lehren Lernende«, nennt es Meckelburg, der sein Studium mittlerweile beendet hat.

Bisweilen entdecken die Beteiligten dabei Talente an sich, die sie selbst nicht vermutet hätten. Finanzchef Meier etwa, der eigentlich das musikalische Profil des Projekts

schärfen wollte, ist bald mit Buchführung und Bilanzrecht beschäftigt, mit der täglichen Abrechnung, mit überbordenden Excel-Sheets. Ausgesucht hätte er sich den Job nicht: »Ein Sprung ins kalte Wasser. Ich war einfach derjenige, der nicht schnell genug »Nein« geschrien hat.«

Meckelburg sieht das Projekt mit seinen mehr als hundert Beschäftigten auf dem Weg zur Hippie-Holding: »Ich habe hier alles erreicht, was ich wollte: Spaß, Risiko, Erfolg. Eine neue Generation ist jetzt am Drücker, geht einen anderen Weg. Professioneller, ernsthafter, auf Wachstum ausgerichtet.« Dazu gehört Nicole Schwarzbauer, 37. Die einzige Frau im Kernteam erkennt durchaus geschlechtstypische Rol-

lenmuster: »Ich hüte das Haus, die Männer um Falk preschen voran, zu immer neuen Projekten.«

Mittlerweile ist der »Pferdestall« über die Grenzen Hamburgs hinausgewachsen: In Leipzig wurde das Campuscafé »Wärmehalle Süd« gegründet, weitere Lokale sollen folgen. In Berlin betreibt das Kollektiv bereits die Gastronomie in der Schaubühne. Der Idealistenclub vom Campus hat sich weit vorgewagt, die Fallhöhe vergrößert sich.

Nun stehen Richtungsentscheidungen an, und die Betreiber sehen sich mit unbequemen Fragen konfrontiert: Gibt es natürliche Grenzen für ein Unternehmen, das auf einem Lebensgefühl aufbaut? Wann wird Wachstum zum Selbstzweck?

Und was ist mit der Stimmung, sollte ein Fehlschlag für finanzielle Turbulenzen sorgen? Falk Hocqué meint: »Es gibt nur die Grenzen, die wir uns selbst auferlegen.« Meckelburg, der sich weiter im Hintergrund engagiert, sagt: »Keine Ahnung, wo das Ganze endet. Ich persönlich kann nur sagen: Jeder, der bei uns arbeitet, sollte sein Studium im Auge behalten. Denn wer mit 35 Jahren immer noch Bier am Campus ausschenkt, hat etwas falsch verstanden.«

www.pferdestall.de

www.kaltstart-hamburg.de

Text: Dominik Betz, Florian Diekmann / Fotos: Claudia Höhne



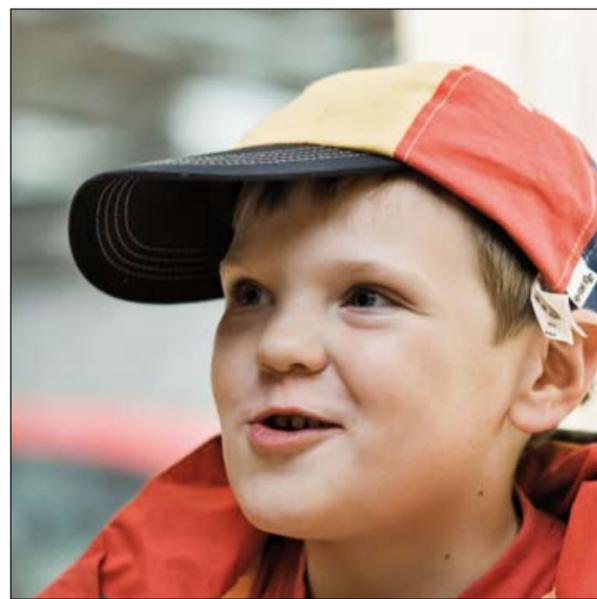
»Mein Freund Fiete. Der springt ganz ohne Angst von seinem Hochbett.«

PAULA



»Ich – weil ich nachts ohne meine Eltern keine Angst habe.«

LAURA



»Sponge Bob. Der fliegt sogar vom Berg – vom richtig hohen!«

FABIEN



© Lluís Capdevila

Der Welt aufs Dach gestiegen: Edurne Pasabán auf dem Dhaulagiri (8167 Meter) – ihrem zehnten Achttausender.

S tellt man sich so eine Frau vor, die sich in den lebensfeindlichsten Regionen der Welt zu Hause fühlt? Edurne Pasabán sieht man nicht an, wie zäh sie ist: Sie ist groß und schlank, ihr Gang lässig, das Lächeln herzlich. Die Haare sind noch feucht vom Duschen. Die 35-jährige Spanierin wirkt erholt, obwohl sie gerade erst ihr tägliches Trainingsprogramm beendet hat: Drei Stunden Jogging in einer Druckkammer – bei Bedingungen wie in 6000 Metern Höhe.

sie in drei Stunden nur 200 Meter vorankam und ihr mehrere Zehen erfroren. »Da habe ich dem Tod schon ziemlich direkt ins Gesicht gesehen«, erinnert sich Pasabán. »Ich habe mich oft gefragt, wie ich reagieren würde, wenn ein Freund neben mir stirbt. Aber wenn es geschieht, muss man nüchtern entscheiden, sein eigenes Leben retten.« Der Berg lässt für Trauer keine Zeit.

Edurne Pasabán baut stets auf ihren Instinkt – so auch im letzten Herbst, als sie den Aufstieg am Shisha Pang-

kurz davor, sich ebenfalls in diesen exklusiven Club einzuschreiben. Alle drei haben bereits auf elf Gipfeln oberhalb der magischen Achttausendergrenze gestanden.

Mit dem April hat die Klettersaison im Himalaya begonnen: Pasabán und Meroi werden sich dabei zunächst am Kangchendzönga versuchen, Kaltenbrunner am 8516 Meter hohen Lhotse. »Spekulationen der Medien, wer die größten Erfolgchancen hat, sind unseriös«, empört sich Pasabán. Doch spätestens seit

den Rivalinnen eine tiefe Freundschaft entstanden: »Kürzlich saßen wir nach einer Bergsteigermesse beim gemeinsamen Bier«, erzählt Pasabán. »Andere Bergsteiger fragten, ob wir unsere Freundschaft beilegt hätten. Wir konnten uns vor Lachen kaum halten.« Bei der Österreicherin Kaltenbrunner findet sie die nötige Unterstützung, um den Druck der spanischen Medien auszuhalten: Plötzlich war sie nicht mehr die baskische Restaurantbesitzerin mit dem extremen Hobby, sondern »Pasabán, das Superweib«. Diese Popularität ist ihr suspekt; nach den gefährlichen Erfahrungen am K2 pausierte sie erst einmal zwei Jahre, bevor sie in den Himalaya zurückkehrte: »Ich wollte herausfinden, ob ich vom Bergsteigen wirklich überzeugt war oder nur noch den öffentlichen Erwartungen genügen wollte.«

Von den existentiellen Erfahrungen, die sie auf dem Weg zum Gipfel gemacht hat, merkt man dem Alltagsmenschen Pasabán nichts an: »Im normalen Leben bin ich ein sensibler Mensch, der sich schnell zum Weinen bringen lässt. Meine Freunde wundern sich über meinen Persönlichkeitswandel am Berg und fragen, warum ich die enorme Kraft,

die Achttausender nur auf den Normalrouten zu begehen: »Ich bin kein Kukuczka«, erklärt sie mit Verweis auf den polnischen Bergsteiger, der auf der Suche nach schwierigen Aufstiegsrouten sein Leben ließ: »Ich beschränke mich auf das, was meinen Fähigkeiten und meiner Risikobereitschaft entspricht.« Wobei auch die meisten Männer, die alle 14 Achttausender bestiegen haben, die gewöhnlichen Routen wählten: »Keiner hat ihnen das vorgeworfen. Ich muss mich aber fragen lassen, ob ich mir Erstbegehungen nicht zutraue.«

Immer wieder stellt Pasabán fest: Wer als Frau im Alpinsport ernst genommen werden will, muss mehr leisten als die Männer. Erst langsam hätten ihre Bergkameraden erkannt, »dass wir Frauen viele Vorteile haben«: Bergsteigerinnen seien zäher, leidenschaftlicher. »Außerdem reagieren wir in schwierigen Situationen überlegter«, ergänzt Pasabán. Stolz und Selbstüberschätzung machten es den männlichen Kollegen oft unmöglich umzukehren, auch wenn die Lage es erfordere. »Da muss ich manchmal hart durchgreifen; hinterher sind mir aber alle dankbar.«

Mit vielen erfolgreichen Frauen teilt Edurne Pasabán ein Problem: die

ICH HABE DEM TOD AM K2 SCHON ZIEMLICH DIREKT INS GESICHT GESEHEN. ABER ICH WILL NICHT DABEI STERBEN. EINEN REKORD AUFZUSTELLEN – SONDERN ALS ZUFRIEDENE GREISIN.

Edurne Pasabán

Die Luft ist dort sehr dünn, das bloße Atmen unglaublich mühsam; ohne Akklimatisierung entwickelt der Körper Anzeichen der gefährlichen Höhenkrankheit.

Doch die gebürtige Baskin ist größere Höhen gewohnt: Sie stand bereits auf elf der 14 Achttausender der Erde. Jetzt bereitet sie sich im CAR, dem Zentrum für Hochleistungstraining in St. Cugat bei Barcelona, auf die nächste Expedition vor. Ihr Ziel: der Kangchendzönga im Himalaya, mit 8586 Metern der dritthöchste Berg der Welt. Doch der berühmte Kletterabschnitt unterhalb des Gipfels macht Pasabán keine Angst; sie vertraut – mehr noch als auf Kraft und Ausdauer – auf ihre Psyche: »Ich bin erstaunt, wie klar ich unter maximaler Belastung denken kann.« Selbst am Rande der Erschöpfung könne sie mit purer Willensstärke noch unglaubliche Kräfte mobilisieren, unter extremen Bedingungen Entscheidungen treffen, die über Leben und Tod bestimmen. So etwa beim Abstieg vom Gipfel des K2, als

ma im Himalaya wegen schlechten Wetters abbrach: Sie folgte ihrem Bauchgefühl und stellte unter Beweis, keine von blindem Ehrgeiz getriebene Rekordjägerin zu sein. Die spanischen Medien kritisierten sie: Sie habe den Vorsprung verspielt, den sie im angeblichen Wettlauf mit der Österreicherin Gerlinde Kaltenbrunner und der Italienerin Nives Meroi herausgearbeitet habe. Tatsächlich verfolgen alle drei Bergsteigerinnen dasselbe Ziel: auf allen 14 Achttausendern gestanden zu haben. Als Konkurrentinnen wollen sie sich dabei jedoch nicht verstehen; die Erfüllung ihres persönlichen Traumes ist wichtiger als der Ruhm.

Nicht aber für die Medien, die einen Wettlauf inszenieren. Über zwei Jahrzehnte ist es her, dass Reinhold Messner als Erster alle 14 Achttausendergipfel des Himalaya erklomm. Seither haben 13 Männer diese Leistung wiederholt, aber keine einzige Frau – nun stehen mit Pasabán, Kaltenbrunner und Meroi erstmals drei der besten Bergsteigerinnen der Welt

Juli 2007, als Kaltenbrunner und sie innerhalb eines Tages beide den Gipfel des Broad Peak erreichten – eigentlich um zu zeigen, dass zwischen ihnen keine Konkurrenz existiert –, schreiben die Medien eine Wiederholung des erbitterten Wettlaufs herbei, den sich der Südtiroler Messner und der Pole Jerzy Kukucz-

ka in den siebziger und achtziger Jahren lieferten.

Edurne Pasabáns Stirn zieht sich in Falten: »Es wäre gefährlich, Höhenbergsteigen als Wettrennen zu begreifen. Ich will als zufriedene Greisin enden – und nicht dabei, einen Rekord aufzustellen. Ich weiß, dass das auch für Gerlinde gilt.« Mittlerweile ist zwischen den vermeintli-

EDURNE GING ES OFT NICHT GUT; DIE SPANISCHEN MEDIEN MACHEN IHR ENORM DRUCK. ICH HABE VERSUCHT, SIE AUFZUBAUEN: ICH WILL KEIN RENNEN ZWISCHEN UNS. DAS WÄRE DOCH TÖDLICHER WAHNSINN.

Pasabáns Bergsteigerkollegin Gerlinde Kaltenbrunner

die ich dort entwickle, nicht auch mit in den Alltag nehmen kann« – wo sie sich noch immer über viele ihrer männlichen Kollegen ärgert: Nicht selten stellt die männerdominierte Bergsteigerszene einen ihrer Gipfelerfolge so dar, »als hätte ich ihn nur aufgrund der Erfahrung meiner Begleiter erreicht«. Oft muss sich Pasabán auch den Vorwurf anhören,

Schwierigkeit, ihren Kinderwunsch mit ihrer derzeitigen Tätigkeit zu vereinbaren. Ihre Entscheidung ist deshalb klar: »Mein 15. Achttausender wird die Mutterschaft sein.«

www.edurnepasaban.com

Text: Annika Müller



HERZENSSACHE

DAS HERZ IST UNSER WICHTIGSTES ORGAN – WEHE, WENN ES EINMAL VERSAGT. DEUTSCHLANDS BESTE HERZ- UND GEFÄSS-CHIRURGEN DÜRFEN SICH KEINE FEHLER ERLAUBEN; **TÄGLICH ENTSCHIEDEN SIE ÜBER LEBEN UND TOD.** MAXIMILIAN WESTPHAL HAT SIE FÜR HALBSTARK BEI DER ARBEIT BEGLEITET.



Großes Foto: Prof. Dr. Ulrich Wolters (Mitte), Zentrum für Gefäßerkrankungen Köln. **Linke Seite:** Dr. Mohamed El Gabry, leitender Oberarzt im Herzzentrum Duisburg, und Dr. Guido Herbon, ärztlicher Direktor im Herzzentrum Essen, während der Operation. **Rechte Seite:** Prof. Dr. Herbert Vetter, Chefarzt des Herzzentrums der Heliosklinik Wuppertal, vor der Operation. Prof. Dr. Peter Feindt, leitender Oberarzt der Herzchirurgie am Universitätsklinikum Düsseldorf, nach einem komplizierten, stundenlangen Eingriff.

KUNSTGRIFFF ■ MAXIMILIAN WESTPHAL



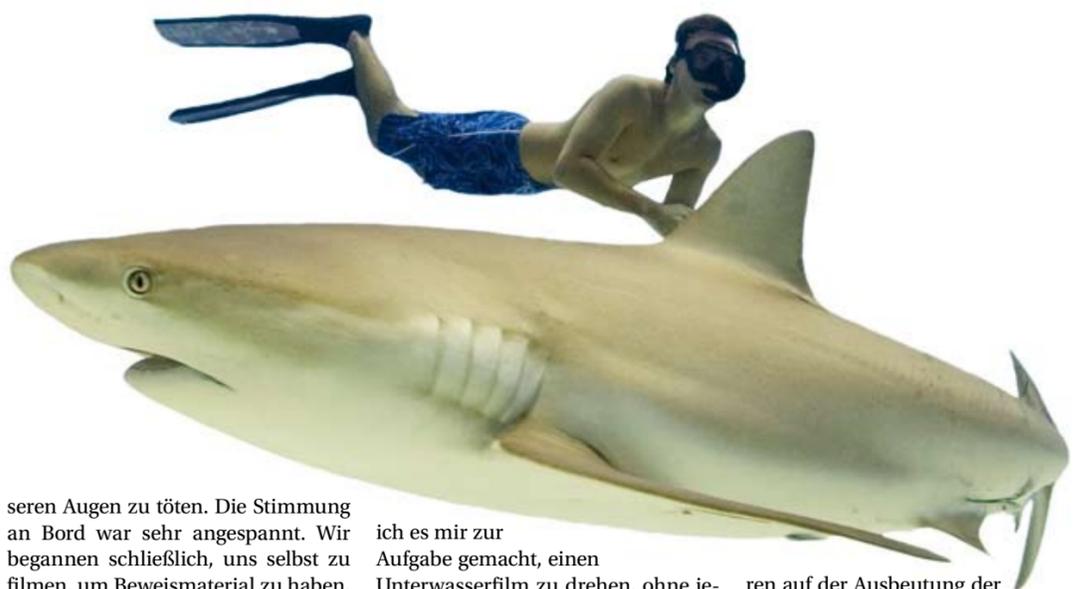
Im »Kunstgriff« stellt HALBSTARK regelmäßig junge Künstler vor. Diesmal: MAXIMILIAN WESTPHAL, geboren 1978 in Düsseldorf. Nach seinem Abschluss in Business Performance Management studierte er Fotojournalismus in Århus, Dänemark. Er drehte Dokumentarfilme in Kambodscha und Russland; seine Liebe gehört jedoch der Fotografie. Westphal arbeitet für verschiedene Magazine und Zeitungen.

www.maximilianwestphal.com



HAI SOCIETY

DER KANADISCHE FILMEMACHER **ROB STEWART** LIEBT HAIE – UND ZWEIFELT AN DEN MENSCHEN. EIN GESPRÄCH ÜBER ANGEBLICHE BESTIEN, LEBENSGEFÄHRLICHE DREHARBEITEN UND AGGRESSIVE UMWELTSCHÜTZER.



In Ihrem Dokumentarfilm »Sharkwater« sieht man dich einen Hai nahezu zärtlich umarmen: Der größte Raubfisch der Welt ist dein Lieblingstier. War das schon immer so?

Rob Stewart: Nein. Ich habe das Meer zwar schon als kleiner Junge geliebt und viel Zeit im Wasser verbracht, hatte aber enorme Angst vor Haien. Mir wurde immer wieder erzählt, Haie seien sehr gefährliche Tiere. Als ich neun Jahre alt war, kam es zu meiner ersten Begegnung mit einem Hai – und ich war erstaunt, dass das Tier Angst vor mir hatte! So habe ich meine Furcht besiegt: Konfrontation ist ein gutes Mittel gegen die Angst.

Warum gelten Haie dennoch als Inbegriff von Gefahr?

Haie repräsentieren viele menschliche Ängste: die Angst, bei lebendigem Leib gefressen zu werden, die Angst vor dem Unbekannten. Der Hai kommt aus den dunklen Tiefen des Ozeans und nur wenige Menschen tauchen in diese Tiefen ein, um sich ein wirkliches Bild von diesem wunderschönen Tier zu machen. Unser Wissen über Haie ist sehr begrenzt: Bis heute ist etwa unbekannt, wo sie sich paaren und wie lange sie leben! Diese Unwissenheit macht es den Medien leicht, solche furchteinflößenden Bilder zu produzieren und den Hai zur gefährlichen Bestie abzustempeln.

Ursprünglich sollte »Sharkwater« ein Dokumentarfilm über Haie werden – stattdessen wurde es aber

ein Film über Hai-Jäger. Wie kam es dazu?

Der Greenpeace-Mitbegründer Paul Watson hatte mich auf ein Schiff seiner Organisation »Sea Shepherd« eingeladen, um Haie vor der Küste Guatemalas zu filmen; dabei kamen wir der Haifischflossen-Mafia aus Costa Rica auf die Spur. Haifischflossensuppe ist in Asien eine Delikatesse, es gibt einen regen Handel mit den Flossen. Ich wurde Zeuge, wie Haie brutal verstümmelt werden: Die Fischer schnit-

»BEI DER FLUCHT AUS COSTA RICA WAREN MASCHINENGEWEHRE AUF UNS GERICHTET«

ten ihnen bei lebendigem Leib die begehrten Rückenflossen ab und warfen die Tiere anschließend ins Meer zurück, wo sie einen qualvollen Tod starben. Da wurde mir bewusst: Mein Film wird anders als geplant.

Eine Szene darin zeigt, wie Paul Watson und du mit eurem deutlich größeren Schiff das viel kleinere Boot der Haifischer aus Costa Rica rammen – eine nicht unübliche Taktik der Organisation »Sea Shepherd«, die ihr auch Kritik einträgt.

Diese zentrale Stelle des Films zeigt, wie weit eine Umweltschutzgruppe geht, um eine schützenswerte Spezies zu verteidigen. Eigentlich wollten wir das Boot nicht rammen, aber die Situation eskalierte, als die Fischer nicht aufhören wollten, die Haie vor un-

seren Augen zu töten. Die Stimmung an Bord war sehr angespannt. Wir begannen schließlich, uns selbst zu filmen, um Beweismaterial zu haben, das uns vor dem Gefängnis schützen sollte. In Costa Rica wurden wir dann tatsächlich wegen versuchten Mordes angeklagt.

Nicht die einzige riskante Situation während der Dreharbeiten.

Mein Leben war sehr oft in Gefahr: Bei unser Flucht aus Costa Rica waren Maschinengewehre auf uns gerichtet.

ich es mir zur

Aufgabe gemacht, einen Unterwasserfilm zu drehen, ohne jemals mit einer Videokamera gearbeitet zu haben. Meine damalige Freundin hatte mir ein Buch über die Filmkunst geschenkt, das ich während des Fluges zu den Dreharbeiten las – das war meine komplette Ausbildung zum Filmemacher. Ich hatte drei bis sechs Monate für die Dreharbeiten eingeplant; daraus wurden dann vier-einhalb Jahre. Ich war total naiv!

Eigentlich bist du auch mehr Naturschützer als Filmemacher.

Ich benutze Filme, um den Naturschutz zu verbessern. Mein Film lief sogar in Costa Rica in den Kinos. Die amerikanische und kanadische Regierung planen, den Hai auf die Liste der bedrohten Tierarten zu setzen. Zudem sind, inspiriert durch den Film, mehrere Umweltschutzgruppen entstanden. Umweltaktivisten versuchen, den Haifischfang im australischen Great Barrier Riff zu stoppen. Ich arbeite außerdem mit der Umweltschutzgruppe »Wild Aid« zusammen, für die sich auch der Schauspieler Jackie Chan und der US-Basketballstar Yao Ming engagieren.

Was kommt als nächstes?

Mein nächster Film dreht sich um die Frage, wie die Menschheit in den nächsten 100 Jahren überleben kann. Unsere Zivilisation, unsere Industrie und unsere Wirtschaft basie-

ren auf der Ausbeutung der Welt, die wir zum Überleben brauchen. Mit diesem Massenkonsum zerstören wir unseren eigenen Lebensraum.

Damit greifst du vor allem den amerikanischen Lebensstil an.

Ja, und ich fühle mich absolut wohl damit.

Interview: Jonas Kristen, Jana Kühle



ROB STEWART wird 1979 in Toronto / Kanada geboren. Er studiert Meeresbiologie und Zoologie in Jamaika und Kenia. Stewart arbeitet als Unterwasserfotograf, bevor er mit 22 Jahren eine Produktionsfirma überzeugt, ihm 300.000 Euro für seinen Film »Sharkwater – Wenn Haie sterben« zur Verfügung zu stellen. Der Film wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Auf www.halbstark-online.de verlosen wir fünf »Sharkwater«-DVDs. www.robstewartphotography.com www.sharkwater.com

ICH GLAUB, MICH TRITT EIN ELCH

DREI DER BESTEN DEUTSCHEN TIERFILMER BERICHTEN VON DEN **GEFÄHRLICHSTEN MOMENTEN** IHRER KARRIERE.

»Vor Spitzbergen haben wir **Robben unter Wasser** gefilmt. Plötzlich kalbte ein Gletscher, riesige Eisbrocken stürzten ins Wasser. Die Druckwelle drückte unser Einstiegsloch in der Packeisdecke zu. Glücklicherweise hatten wir Leute oben, die uns ein neues Loch ins Eis gehackt haben.«

FLORIAN GRANER Der Meeresbiologe beschloss bereits mit 13 Jahren, Meeressäuger zu studieren. Er begann seine Karriere als Kameramann beim NDR. Für die BBC-Dokumentation »Blue Planet« filmte er Haie. Graner arbeitet weltweit, seine Spezialität ist das Tauchen in kalten Gewässern: Erst vor kurzem war er für den NDR im Baikalsee unterwegs.



»Beim monatelangen Dreh mit Tieren wird man manchmal emotional – etwa bei diesem **Braunbären in Alaska**. Genau als ich dachte, der Bär kennt und mag mich, wurde es gefährlich; ich musste mich mit Pfefferspray verteidigen. Beim Lachsangeln hatte mich der Bär zuvor nicht gestört.«

ANDREAS KIELING Mit Aufnahmen einer privaten Abenteuerreise entlang des Yukon in Alaska gelang dem ehemaligen Förster der Durchbruch. Vor der Kamera präsentiert er sich als Abenteurer, der seltene Tiere aufspürt. In »Kieling – Expeditionen zu den Letzten ihrer Art« (ZDF) zieht er zum Beispiel einen gefährlichen Komodowaran am Schwanz aus seiner Campingdusche.



»Wir wollten Riesenbartflechten in Norwegen filmen. Entlang eines steilen Hanges krachte es auf einmal im Unterholz: Eine **wütende Elchkuh** kam auf uns zugerast. Offenbar waren wir zwischen die Elchkuh und ihr Kalb geraten, da können Elche schon mal furchtbar ungemütlich werden.«

JAN HAFT Seit 1996 gelten Haft und sein Team als Experten für Themenfilme: »Die Geschichte der Blumenwiese« etwa erzählt, wie sich die Wiese seit der letzten Eiszeit zu einer Kulturlandschaft entwickelt hat: »Jeder weiß, dass der Regenwald bedroht ist. Dass die artenreiche Blumenwiese gefährdet ist, weiß kaum jemand.«

Aufgezeichnet von Jonas Kristen





DIE ROLLE SEINES LEBENS

UNSER KOLUMNIST HAT HÖHENANGST UND EINEN SCHWACHEN MAGEN. KLAR, DASS WIR IHN LOOPINGS DREHEN LASSEN – IN 1400 METERN HÖHE.

Keine Sorge, der Fallschirm öffnet sich von allein«, erklärt mir mein Pilot Henning Seibert feixend, »du musst einfach nur rausspringen!« – Ach, einfach nur? Schönen Dank auch! Diese Vorstellung habe ich gerade noch gebraucht, dass ich aus einem abstürzenden Flugzeug abspringen und untätig auf den Fallschirm warten muss. »Kann man den Schirm denn lenken?«, frage ich stockend. Hen-

ning wirft seinen Vereinskollegen einen Seitenblick zu, der zu sagen scheint: man schon, du wohl kaum. Schauernd beschließe ich, lieber nicht genauer nachzufragen – denn so weit wird's doch wohl nicht kommen. Oder?

Das Quartier der »Luftsportgemeinschaft Waterkant-Zetel« in der Nähe von Wilhelmshaven beschränkt sich auf das Notwendige: eine gepachtete Graspiste, ein Han-

gar, ein Vereinshaus – das ist eigentlich alles. Sieben Segelflugzeuge stehen für die 70 aktiven Mitglieder bereit, Neupreis pro Stück: über 100.000 Euro. Eigentlich sollte ich mir keine Sorgen machen: Der 27-jährige Henning ist schon seit 14 Jahren Segelflieger und hat bereits etwa 50 Kunstfluggäste sicher zurück zur Erde gebracht. Doch während der Einweisung bin ich immer nervöser geworden und stakse nun mit weichen Knien zum Flugzeug. Vereinskamerad Oliver Lübben schleppt uns mit dem Motorsegler in die Höhe. Am Horizont ist im flirrenden Dunst der Jadebusen zu erahnen, am Boden leuchten die Felder gelblich, die Weiden satt grün und einige geflutete Kiesgruben stechend blau.

Es wird ernst. Henning zieht die Kiste in einen Looping hinein, der zu meinem Entsetzen um einiges heftiger ausfällt als in der Achterbahn. Ich spüre, wie mir das Blut in die Beine rauscht und mir alle Sinne

schwinden: Ich bekomme einen Tunnelblick, das Windrauschen scheint nur noch aus weiter Ferne zu kommen, schließlich wird mir fast völlig schwarz vor Augen – Hilfe, gleich werde ich bewusstlos!

Plötzlich wird es wieder hell um mich; ich höre Hennings Stimme wie durch dicke Watte: »Alles klar bei dir?« Als nächstes kündigt er eine Rolle an. Bin ich eben noch mit meinem fünffachen Körpergewicht in den Sitz gestaut worden, so drängt es mich nun an die Glaskuppel. Der Horizont scheint zu unserem Propeller zu werden und mein Gesicht fühlt sich immer fleischiger an.

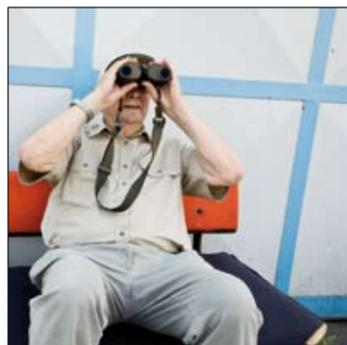
Aber man kann ja auch beides kombinieren! Mit scharfem Zischen stürzen wir direkt auf eine der eisblauen Kiesgruben hinunter und fliegen dann den sogenannten »Immelmann«, benannt nach dem Jagdflieger Max Immelmann, der so im Ersten Weltkrieg seine Gegner abgeschüttelt haben soll: Henning geht

von einem halben Looping direkt in eine halbe Rolle über und schlägt dadurch einen Haken in die Gegenrichtung. Ich bin inzwischen ein bisschen besser auf die Beschleunigungskräfte vorbereitet, aber die Belastung treibt mir kalten Schweiß aus den Poren.

Als wir zur Landung ansetzen, bin ich von Adrenalin und Endorphinen völlig euphorisiert, aber auch froh, dass es nicht noch weiter geht – denn leicht verspätet bekomme ich nun doch noch ein reichlich flaues Gefühl im Magen. Geschafft! Zitterrig und schweißgebadet steige ich aus und sinke erstmal auf die Knie. Trotzdem würde ich es wieder machen! Irgendwann. Aber nicht jetzt, nicht heute...

Mit Dank an www.jochen-schweizer.de

Text: Robert Dittmar /
Fotos: Annika Börm



ANZEIGE

SAE
INSTITUTE

// AUDIO ENGINEERING
// DIGITAL FILM & ANIMATION
// WEBDESIGN & DEVELOPMENT
// GAME DESIGN

Ausbildung mit Zukunft.

Bachelor und Master Abschluss*
Mehr als 30 Jahre Lehrerfahrung
Modernste Ausstattung
MacBook zum Studienstart inklusive
7 x in Deutschland, 50 x weltweit
Aktive, weltweite Ehemaligenvereinigung
* in Kooperation mit der Middlesex University, London

NEU!

MEHR ERFOLG, MEHR SPASS
DE SAE KURSKURSE

Ton Assistent ^(Audio) | Ton Assistent ^(Live) | Grafik Assistent
Film Assistent | Dance Music Producer | Hip Hop Producer

NEU!

Berlin | Frankfurt | Hamburg | München | Köln | Leipzig | Stuttgart | Wien | Zürich

www.sae.edu

AUF DEM SPRUNG



ANNA BADER FÜHLT SICH AM WOHLSTEN, WENN SIE AN DIE EIGENEN GRENZEN GEHT: IM FREIEN FALL.

EUROPAS BESTE KLIPPEN-SPRINGERIN ÜBER MUT, LEICHTSINN – UND DAS EINMALIGE GEFÜHL VON FREIHEIT.

Als Klippenspringerin stürzt du dich aus 20 Metern und mehr ins Wasser. Bist du lebensmüde?

Anna Bader: Vor jedem Sprung kämpfe ich mit mir: Springe ich? Springe ich nicht? Schrecklich. Gelingt der Sprung aber, erfüllt mich beim Eintauchen eine wahnsinnige Euphorie, für die sich jeder Moment des Zweifels, der Angst und des harten Trainings gelohnt hat. Dazu das Adrenalin: Kaum aufgetaucht, will ich sofort noch mal springen.

Nicht gerade die alltäglichste Leidenschaft. Woher kommt sie?

Als ich mit 13 mit dem Wasserspringen anfing, merkte ich schnell: Der 10-Meter-Turm ist mein Ding. Die Höhe lag mir, ich stieg später in die Nationalmannschaft auf. 2006 begleitete ich arglos einen Freund in die Schweiz zur EM im Klippenspringen – und gewann. Ich genoss das Springen mitten in der Natur, die Atmosphäre unter den Springern und wusste: Das ist mein Sport.

Zum olympischen Turmspringen wolltest Du nie zurück?

Im Gegenteil: Endlich hatte ich wieder Spaß am Sport. Der extreme Konkurrenzkampf und die Verbandsbürokratie haben mich immer abgeschreckt. In der Nationalmannschaft musste ich ständig alles dokumentieren, das hat dem Springen völlig die Romantik genommen: Ich wollte mich doch einfach nur vom Turm zwirbeln und dazulernen! Beim Sprung von der Klippe sagt mir keiner, was ich wie zu tun habe – die Motivation kommt aus mir selbst.

Du bist eine der wenigen Frauen weltweit, die das Klippenspringen

gen betreiben. Ist das dein Ehrgeiz: es den Jungs zu zeigen?

Schon als Kind bin ich mit meinen Cousins von zwölf Meter hohen Bäumen in den See gesprungen, wollte die besseren Tricks machen. Es geht mir aber nicht um die Demonstration weiblicher Stärke. Unter den Klippenspringern bin ich sogar eher der Hasenfuß: Sagt mir mein Gefühl, dass ich nicht springen sollte, lasse ich es. Mut ist kein Leichtsin.

Sondern?

Der Sprung von der Klippe symbolisiert, was Mut ausmacht: Immer wieder muss man mit sich ringen, sich überwinden, an die eigenen Grenzen gehen. Man schafft etwas, das man sich vorher nicht zugetraut hatte. Wer etwas Besonderes leisten will, Entscheidungen treffen will,

ich irgendwann irgendwo ankomme. Das ist nicht immer einfach: In Madrid stand ich ein halbes Jahr lang weiß angemalt auf der Straße und machte ein Kunststück, wenn mir jemand Geld in den Hut warf. Dort habe ich mich oft gefragt, wo das nächste Essen herkommen soll. Rückblickend war es damals aber gut, die eingefahrenen Bahnen zu verlassen und das eigene Leben aus der Ferne zu betrachten. **Ist dir der ewige Sprung ins kalte Wasser zur Sucht geworden?** Vielleicht. Ständig habe ich Fernweh: Sobald ich zuhause bin, will ich wieder raus in die Welt, will Neues sehen und erleben. Diese Offenheit und mein blindes Vertrauen gegenüber Fremden haben mir unvergessliche Erlebnisse und Begegnun-

gen viel Respekt gezollt: Mein Versagen war unwichtig, stattdessen wurde mein Mut gewürdigt. Unter Klippenspringern ist Konkurrenz nicht gleich Kampf: Wir unterstützen uns gegenseitig, auch weil wir wissen, was passieren kann.

Trotzdem geht es immer höher hinaus: Erst im letzten Jahr hast du deinen Höhenrekord gebrochen, bist vor Hunderten Fans aus 24 Metern gesprungen. Treibt dich der Jubel zur Unvernunft?

Dieser Sprung hat mir gezeigt, wo meine Grenzen sind: Aus 24 Metern bin ich nur ein einziges Mal gesprungen und habe deutlich gemerkt, welche Kräfte aus dieser Höhe wirken – eine so große körperliche und psychische Belastung würde ich nicht regelmäßig aushalten. Aber natürlich war es beim Auftauchen ein grandioses Gefühl zu erleben, dass so viele Menschen meine »Kunst« zu schätzen wissen. Danach fällt es nicht leicht, sich wieder brav in Mainz in den Hörsaal zu setzen.

Du könntest das Studium abbrechen, dich nur der Klippe widmen.

Manchmal fällt es mir in der Tat schwer, mich weiterhin zu motivieren. Aber noch kann ich vom Klippenspringen nicht leben. Deshalb will ich in diesem Sommer mein Studium abschließen. Gleichzeitig ist es mir aber wichtig, meine Träume und meine Freiheit nicht aufzugeben. Viele meiner Freunde sind gerade in den Beruf eingestiegen und völlig frustriert. So viele Faktoren spielen plötzlich eine Rolle: Geld, Job, Wohnung, Beziehung, Sicherheit.

Zu viel Planung macht dir Angst.

Es ist wichtig, Ziele im Leben zu

haben – aber man darf unterwegs nicht verkrampten. Irgendwann will ich zum Beispiel einmal im Cirque du Soleil in Las Vegas arbeiten. Der Weg dahin ist noch nicht klar. Bin ich länger in Deutschland, merke ich, wie ich verbissener werde. Anderswo leben die Menschen viel mehr den Moment, legen großen Wert auf das Miteinander. Hierzulande vergisst man schnell, dass das Leben doch eigentlich ganz schön ist – wenn man sich traut, es zu genießen.

Interview: Cliff Lehnen, Tim Kirschsieper

»ICH KÖNNTE NICHT ZUHAUSE RUMSITZEN, NUR WEIL ICH DA SICHER BIN«

muss mutig sein – in jeder Lebenslage. Mut ist für mich die Voraussetzung für Freiheit: Zum Beispiel gehe ich gerne nachts über den Friedhof, weil ich die Stille so liebe. Ich will mir einfach nichts, das ich gerne tue, nehmen lassen.

Du hast in einem Work Camp in Bangladesch gearbeitet, dich in Madrid als Straßenartistin durchgeschlagen, bei einer Wassershow in einem chinesischen Freizeitpark mitgemacht: Du fliehst vor der Normalität.

Ich könnte nicht zuhause rumsitzen, nur weil ich da »sicher« bin. Daran würde ich kaputtgehen. Stattdessen lasse ich mich treiben in der Hoffnung, dass

gen überall auf der Welt ermöglicht. Das Wichtigste ist doch, glücklich zu sein! Selbst wenn mein Vertrauen ins Gute einmal enttäuscht würde, wüsste ich, dass ich immer als freier Mensch gelebt habe. Das wäre es mir wert.

Doch Mut birgt auch Gefahren, vor allem in deinem Sport: 2006 wurdest du nach einem missglückten Sprung bewegungslos aus dem Wasser gezogen.

Es war mein erster Sprung aus 21 Metern, ich verschätzte mich mit der Höhe und schlug schräg auf die Wasseroberfläche auf. Der Schmerz war lähmend. Trotzdem habe ich danach nie ans Aufhören gedacht. Die anderen Springer haben mir wahnsinnig



ANNA BADER wird 1983 in Mutlangen (Schwäbische Alb) geboren. Ihre Mutter, Turnerin bei den Olympischen Spielen 1968 und 1972, nimmt sie bereits früh in die Turnhalle mit. Parallel zum Kunstturnen entdeckt Anna mit 13 das Turmspringen für sich. steigt drei Jahre später in die Nationalmannschaft auf. Mit 17 wagt sie auf Jamaika ihre ersten Klippensprünge. 2006 gewinnt sie die EM im Klippenspringen – und verteidigt den Titel in den folgenden Jahren. Im Juni 2008 springt sie erstmals aus 24 Metern: ihr persönlicher Rekord. Wenn Anna nicht bei internationalen Cliff-Diving-Shows auftritt, studiert sie Geographie. Englisch und Spanisch in Mainz.

www.annabader.com



BITTE LÄCHELN! ■

Tierfilmer, Klippenspringer, schwule Priester, Weltenbummler, Hai-Freunde...

Die Mutigen dieser Ausgabe verabschieden sich.

*In der nächsten HALBSTARK grüßen an dieser Stelle: **DIE ARMEN & DIE REICHEN***

Demnächst in der taz.

Illustration: Rebecca Blöcher / utopysterie.de

IMPRESSUM ■

HALBSTARK · ISSN 1866-8003 · Allende-Platz 1 · 20146 Hamburg · Tel. 040/41429881 · redaktion@halbstark-online.de

Herausgeber Fachschaftsrat Journalistik, Uni Hamburg
Chefredaktion Dominik Betz (ViSdP), Florian Diekmann
Chef vom Dienst Mirko Marquardt, Jon Mendrala
Art Director Mirko Marquardt
Redaktion Carmen Dencker, Robert Dittmar, Nico Drimecker, Anna Jeske, Jenny Killian, Tim Kirschsieper, Jonas Kristen, Tobias Krone, Jana Kühle, Cliff Lehnen, Annika Müller, Lilith Volkert, Carolin Wiedemann
Fotografie Annika Börm, Claudia Höhne, Arne Magold, Maximilian Westphal
Illustration Rebecca Blöcher, *funk²⁵
Anzeigen Franziska Silbermann (anzeigen@halbstark-online.de)
Mit Dank an Thilo Knott, Bascha Mika, Irene Neverla, Franz Schilling, Siegfried Weischenberg; proJournal e.V. – Verein der Freunde und Förderer des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg
Förderung Medienstiftung Hamburg/Schleswig-Holstein, Rudolf-Augstein-Stiftung
Im Internet www.halbstark-online.de · www.injektion-online.de